

Textauszug aus:

ECHORÄUME DES SCHOCKS

Wie uns die Corona-Zeit verändert
Reflexionen Kulturschaffender und Kreativer



Eine Anthologie
Herausgegeben für die
Friedrich-Ebert-Stiftung
von Franziska Richter

INHALT

- 6** VORWORT
Franziska Richter
- 13** I WIE DIE CORONA-ZEIT KUNST UND KULTUR
VERÄNDERT
- 14** HOW LONG IS NOW?
Peggy Mädler
- 20** QUARANTÄNEBERICHT
Manaf Halbouni
- 26** 20 TAGE
Salome Dastmalchi
- 34** DAS VIRUS UND ICH
Gülin Mansur
- 40** WIE KÜNSTLERISCH TÄTIG SEIN
Saskia Ackermann
- 46** DER NACHHALL DES SCHOCKS
Carsten Brosda
- 52** STADTBIBLIOTHEKEN IM SOG DES CORONA-VIRUS?
Barbara Lison
- 58** WENIGER RÜCKSPIEGEL, MEHR FERNLICHT
Dieter und Peer Mia Ripberger
- 66** ICH GLAUBE AN DIE CHANCE, DIE IN VAGHEIT LIEGT
Andrea Schmidt
- 72** EIN GEWALTIGER DREISPRUNG FÜR ORGANISATIONEN
UND UNTERNEHMEN
Thomas Mühlnickel
- 78** VERMUTUNGEN ZUR NEW-NORMAL-KULTUR
Michael Schindhelm

- 85** **II WAS UNS FOTOS ÜBER DIESE ZEIT ERZÄHLEN**
Corona-Foto-Tagebücher
- 86** **UNSICHERHEIT UND VERSTÄNDNIS**
Andreas Rost
- 100** **ALLTAG ERLEBEN UND FOTOGRAFIEREN**
Jürgen Matschie
- 121** **III WELCHE LEHREN WIR AUS DER KRISE ZIEHEN
KÖNNEN**
- 122** **CORONA UND DAS HOPPELPOPPEL-DILEMMA**
Hanka Kliese
- 126** **DAS MAß ALLER DINGE**
Jagoda Marinić
- 130** **SIE LEIDET. ER DEUTET**
Tanja Dückers
- 136** **HYGIENE-INSPEKTION**
Annett Gröschner
- 142** **WIE SICH STRUKTURELLER RASSISMUS IN DER
CORONA-KRISE ZEIGT**
Ferda Ataman
- 146** **WER WILLST DU GEWESEN SEIN?**
Jasmin Mittag
- 152** **DIE WELT DER SORGE**
Leander Scholz
- 158** **MIT STARKEM HERZEN DIE WELT VERÄNDERN**
Judith Döker
- 164** **KULTUR IM ANTHROPOZÄN**
Davide Brocchi
- 172** **CORONA-ANGST IN AUFBRUCH VERWANDELN**
Olaf Zimmermann
- 178** **KULTURELLE GRUNDVERSORGUNG SICHERN**
Martin Rabanus
- 184** **KONSEQUENZEN AUS DER KRISE**
Michelle Müntefering

WENIGER RÜCKSPIEGEL, MEHR FERN- LICHT

Dieter und Peer Mia Ripberger

Die Pandemie versetzt uns gesamtgesellschaftlich in Bewegung – Richtung und Ziel sind offen und kollektiv bestimmbar. Für das Theater kann es nur eine Richtung geben: ästhetisch mutig vorwärts.

Das Zimmertheater Tübingen nennt sich seit der Spielzeit 2018/2019 „Institut für theatrale Zukunftsforschung“. Der schräge Name ist Programm: Er beschreibt das Konzept, als Hybrid aus Ensemble-Stadttheater und Koproduktionshaus für europaweit tätige Künstler_innenkollektive zu fungieren und gesellschaftspolitische Diskurse aktiv zu führen, diese Inhalte zu ästhetisieren und dafür den Formenkatalog der zeitgenössischen darstellenden Künste permanent weiterzuentwickeln. Heraus kommen Stückentwicklungen am Puls der Zeit, Gegenwartsanalysen, Zukunftsentwürfe. Weniger Rückspiegel, mehr Fernlicht.

Oder zur Zeit: Nebelscheinwerfer. Denn wie tritt das Theater einer Situation entgegen, in der auf Sicht gefahren werden muss? In der vor allem der Rückspiegel blind geworden ist, da man ohne direkt greifbares historisches Beispiel auskommen muss? Wie geht das Theater mit einer Schließung durch staatliche Verordnung um, nachdem der „pestschwarze Freitag“ 13. März 2020 in den meisten Theatern in Deutschland die Lichter hat ausgehen lassen?

Das Primat des Gesundheitsschutzes ist – Stand jetzt – nachvollziehbar und rational einleuchtend. Die Theater haben diszipliniert mitgemacht, zugesperrt. Leporellos eingestampft. Alle Sitten nervöser Hyperaktivität fahren lassen. Denn ja, die Bedrohung der Weltviruskrise ist real, sie ist ernst. Eher fragt man sich, wieso es erst einer so weltumspannenden Krise bedurfte, um die rastlos ratternden Zahnräder der Theater einen Gang herunterzuschalten.

Denn: Neben dem Entsetzen über die Heftigkeit des staatlichen Durchgriffs war auch ein tiefes Durchschnaufen aus den überhitzten Dampfmaschinenkohlenkellern der darstellenden Künste vernehmbar, wo fortan und mit markerschütterndem Lärm die Züge und Hebebühnen in Rastposition schwiegen. Den Institutionen – hier sind ausgedehntere historische Vergleiche durchaus opportun – sind in den letzten fünf Dekaden Produktionsmittel und Etats massiv zusammengedampft worden. Die Ensembles sind viel kleiner, der Output ist

viel größer. Die Vielzahl an Premieren, an Vorstellungen, an sogenanntem theaternahen Rahmenprogramm – alles viel, viel mehr als anno dunnemals.

Der Kampf um die Systemrelevanz wird seit längerem geführt. Und die Theater im deutschsprachigen Raum tun viel dafür – und ja, in der letzten Handvoll Jahre scheint es auch bei den kulturpolitischen Entscheider_innen und in den Berufungskommissionen ein Umdenken zugunsten einer immer stärker progressiven Transformationsagenda hinsichtlich Programm, Personal und Publikum gegeben zu haben. Das ist besonders den Initiativen wie artbutfair, dem Ensemble-Netzwerk und seinen Ausdifferenzierungen, Verbänden wie der Dramaturgischen Gesellschaft und dem Bund der Szenografen – und durchaus auch den Gewerkschaften zu verdanken. Der unverstellte Blick auf die Strukturen und als Traditionen getarnte Hierarchien legte Missstände, Machtmissbräuche und ganz generell oftmals miserable Arbeitsbedingungen bei miserabler Bezahlung offen. Von Geschlechtergerechtigkeit und Familienfreundlichkeit ganz zu schweigen.

Hier hat der Deutsche Bühnenverein unter seinem Präsidenten Ulrich Khuon und dem Geschäftsführenden Direktor Marc Grandmontagne ein enormes Tempo und große Konsequenz an den Tag gelegt. Der Duldung dieser Zustände ist die offensive Missbilligung gewichen. In den Theatern verändert sich seitdem spürbar was – doch der Weg ist noch lang. Das zeigt sich auch im Umgang mancher Theater mit freiberuflichen Künstler_innen jetzt in der Krise: Die Unsicherheit trifft die schwächeren Vertragspartner_innen zuerst, Honorare werden teilweise nicht ausgezahlt, dispositiverische Unwägbarkeiten auf die Schultern der Freiberufler_innen abgewälzt. Die Theaterleitungen verstecken sich dabei oft hinter real existierenden bürokratischen Sachzwängen. Das ist trotzdem nicht okay. Hier darf man ein hohes Maß künstlerischer Fingerfertigkeit der Theaterleitungen beim coronalen Krisenmanagement einfordern.

Und dann ist da noch das Publikum. Es wird nicht von selbst jünger und diverser. Die Veränderung des Publikums kann nur mit einer Veränderung von Inhalten und Ästhetiken gelingen – der sanfte Mittelweg führt allzu oft zu gar nichts, die entschiedene Setzung hingegen kann neue Ausschlüsse produzieren. Das Ziel der „Kultur für alle“ bleibt eine Chimäre, der man dennoch mit voller

Energie nachjagen sollte. Die Relevanz- und Legitimationsdebatte wird absehbar wieder aufflammen, so wie auch der Generationenkonflikt lodert, und sich an der Rente, der Pflege und anderen Politikbereichen scharf entzündet. Aber eben stellenweise auch: an der Kulturpolitik, das gehört zur Ehrlichkeit dazu.

Ein ernsthafter, gar beredter kulturpolitischer Streit um die Abwägung der grundgesetzlich verbrieften Güter wäre angesichts der Einschränkungen der Kunstfreiheitsausübung im Lockdown nicht erkennbar ausgebrochen. Unsere erschöpfte Gesellschaft war dazu viel zu müde. Die gesellschaftliche Vollbremsung – seien wir doch ehrlich – hat so manchem gut gefallen und gut getan. Viele haben ihre Routinen über Bord geworfen und Prioritäten neu setzen gelernt. Auch wenn nach nur drei Monaten bereits schon wieder die Alltagsknieschmerzen der neugewonnenen Work-Life-Balance einsetzen, sollten wir nicht vergessen: während Corona ging Home Office! Während Corona durfte die E-Mail sieben Tage unbeantwortet bleiben! Während Corona durfte sogar ich mal ungeplanterweise morgens liegenbleiben!

Im Zimmertheater Tübingen war nach dem 13. März zehn Tage lang Ruhe. Eine Art Schockstarre. Auch eine Entbindung – von einem für eine Institution dieser geringen personellen Größe und Finanzierung oft kaum auszuhaltenden Alltagsdruck. Corona – ein Überdruckventil. Aber dann: Eine unbändige Kreativität entsprang diesem Loslassen und Freiwerden, das schon Ende April das Theater in den öffentlichen Raum zurückkehren ließ. Ein raffinierter GPS-basierter Audio-Walk – kontaktlos gestaltet durch „bring your own device“, also das Funktionieren auf dem eigenen Smartphone – lud die Menschen zu einem Spaziergang mit ästhetischem Mehrwert ein. „Freund Hein. Ein Audio-Walk mit dem Tod“ der Autorin und Regisseurin Hannah Zufall ist als ergreifendes ästhetisches Alltagserlebnis auf enorme Resonanz gestoßen. Die Abwesenheit realer Schauspieler_innen und Weißweinschorlen im Theater wird hier durch die Unmittelbarkeit der Stimmen, die direkt in den Gehörgang kriechen, nicht nur kompensiert; der Alltagsraum, die Straßenkreuzung und der ansonsten belebte Platz transformieren sich in der Wahrnehmung zu einer anderen Realität. Hat mich die Person eben zu lange angeschaut, gehört sie womöglich zum Theater? Was ist hier inszeniert und was ist echt? Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt.

Die Wendingkeit kleiner Institutionen hat ebene in der Krise künstlerisch weniger vulnerabel gemacht; wirtschaftlich nicht. Dringend erforderlich sind Krisenstützen, auskömmliche strukturelle Finanzierungen, langfristige Zusagen und Perspektiven. Der Freien Szene, den Privattheatern, oftmals den Kinder- und Jugendtheatern, den Landesbühnen mit Abstecherbetrieb – ihnen allen ist größtenteils der Boden von heute auf morgen unter den Füßen weggebrochen. Das wird ohne die richtigen politischen Antworten zu einer schlimmen Abholzung der Theaterlandschaft führen.

Im Zimmertheater weicht die Verzweiflung im Mai einer gewissen Euphorie und Hochstimmung. Diese entspringt der Erkenntnis: Es geht auch anders. Und es geht gut anders. Es geht auch mit ein bisschen weniger. Weniger Druck. Weniger „Müssen-müssen“. So viele Liebesbriefe von dankbarem Publikum hat das Theater noch nie erhalten. Die städtische Kulturpolitik hält den Rücken frei, ermöglicht Kurzarbeit und die komplette Zahlung vereinbarter Honorare und Gagen. Durch Pffiffigkeit der Regieteams muss schließlich gar nichts abgesagt werden: Statt einer Bürger_innenproduktion mit dreißig jüngeren Erwachsenen entsteht mitten im Lockdown ein Sci-Fi-Film; unter den je geltenden Hygienevorschriften im verlassenen Wald vom Regisseur Gregor Schuster selbst gedreht. Zwei dürfen sich ja treffen. Partizipation und Kulturvermittlung mitten im Lockdown, hindurchhuschend durch die Grauzonen des undurchschaubaren Verordnungsdschungels.

Freilich: Der Satz „Corona ist eine Chance“ gilt vielen als abgeschmackt, andere weisen ihn sogar empört als „relativierend“ zurück. Der Soziologe Armin Nassehi meint, der Satz sei zwar bescheuert, doch er stimme. Die Unterbrechung, die die Krise mit sich bringt, unterbreche auch die Stabilisierung der Strukturen. Das eröffne die Chance für Wandel, jetzt gerade ordneten sich die Dinge neu.

Wenn dem so ist, hätten wir durchaus ein paar Wünsche für die „Neuordnung“:

Kulturpolitik sollte selbstbewusst als Fachpolitik agieren und nicht als Anhängsel nächtlicher Verhandlungsrunden am Katzentisch der Haushaltspolitik rangieren. Wenn Kunst- und Kulturpolitik als ihre Metaebene das allseits gepriesene diskursive Obersystem (Stephan Opitz) unserer Gesellschaft bilden, in denen

subkutane und beiseite gedrängte Fragen unserer zivilisatorischen Verfasstheit verhandelt werden, dann ist es bitteschön – gerade jetzt – mit Wumms (sic!) ordnungspolitisch und fiskalisch zu stabilisieren.

Das Konjunkturpaket mit seiner Kulturmilliarde ist das richtige, starke Signal – aber langfristig wird über die Freiwilligkeit der „freiwilligen Leistung“ Kultur neu zu beratschlagen sein. Wir wären gut beraten, wenn Theater und Kultur-einrichtungen als „Erfahrungsräume der Demokratie“ nicht ständig zum Spielball haushaltspolitischer oder wirtschaftlicher Erwägungen würden. Ein Staatsziel Kultur wäre ein symbolischer Akt, den man sich von dieser amtierenden Koalition wünschen würde, die sich doch in ihrem Koalitionsvertrag mit hehren Worten auf ein beeindruckend profundes Kulturkapitel geeinigt hat. Nach dem Prinzip der Konnexität bezahlt jedoch der die Musik, der sie bestellt. Der Föderalismus und die recht neu installierte Kulturministerkonferenz sind bislang nachhaltig überzeugende Antworten schuldig geblieben, wie eine stabile strukturelle Kulturfinanzierung im Zusammenwirken mit dem Bund aussehen könnte.

Der Innovationsgeist und die Innovationsfreude der Kunstproduktion muss nicht nur erhalten bleiben, die Krise sollte uns über den Status quo ante hinaustragen. Die Offenheit und Dankbarkeit des Publikums für neue ästhetische Wege zeigen, dass wir als Künstler_innen und Intendant_innen weitaus mutiger von den tradierten Formen und konventionellen Formaten ablassen können. Wer hätte jüngst auch nur einen herabhängenden Abonnent_innen-Mundwinkel oder eine pikiert hochgezogene Kritiker_innen-Augenbraue bei sogenannten „Projekten“ in Tiefgaragen oder als Hörspaziergängen gesehen? Überall: unvoreingenommene Anerkennung und Wertschätzung jeder Form von ästhetischem Schaffenswillen.

Heute, Juni 2020: Das Theater ist wieder da, es findet statt mit Publikum und in den angestammten Bühnen. Eine Musiktheateraufführung zu Ehren der beiden 1770 geborenen Jahrhundertkünstler Hölderlin und Beethoven – zeitgenössisch repigmentiert und theatral zur Uraufführung gebracht von den Künstlern Justus Wilcken, Konstantin Dupelius und Wilhelm Rinke. Wie klingt Hölderlin, der Meister des Sprachrhythmus, auf Beethoven gesungen, den

Klangzauberer ohne größere Sprachbegabung? Das Zimmertheater Tübingen ist erneut eine der ersten Bühnen im Ländle, die es wieder wagt, berichtet der SWR. In der Bühne surren Reinraumluftfilter, die alle Partikel bis 0,07 Mikrometer aus der Luft filtern. Zusätzlich wird permanent Frischluft zugeführt. Die Beinfreiheit im Saal ist ungewohnt, aber nicht unangenehm. Statt siebzig dürfen maximal zwanzig Personen herein.

Im Foyer: Die Weißweinschorle wird von einer unter ihrem Mundschutz freundlich lächelnden Person kredenzt. Sie steht hinter einer Scheibe aus Plexiglas und trägt blaue Latexhandschuhe. Die Intendanz hat das Hygienekonzept immer im Sakko – falls das Ordnungsamt mal auftaucht. Auf dem Weg durchs Foyer, hinaus auf die schöne Terrasse direkt am Neckar, die den Blick auf den Hölderlin-Turm freigibt, in der der Dichter seine zweite Lebenshälfte verbrachte, plötzlich: Ein unerwarteter Luftzug weht einem noch vor dem Ausgang ums Hosenbein. Was war das? Der genius loci des Theaters? Hölderlin? Beethoven? Das kalte Händchen von Freund Hein?

Nein: Es ist gefilterte Luft, so sauber und rein, dass man Mensch und Welt und Zeit – hier vor Ort und jetzt und gleich – infektionsfrei sezieren könnte. Wie es bestenfalls im Theater geschieht.

Tübingen, Juni 2020



Dieter Ripberger ist Co-Intendant des Tübinger Zimmertheaters. Er arbeitete u. a. am Theater Konstanz, Thalia Theater Hamburg und für die ZEIT-Stiftung. Zuletzt war er als Referent für Kulturpolitik im Deutschen Bundestag beschäftigt.

Peer Mia Ripberger ist Co-Intendant*in des Tübinger Zimmertheaters. Er war als Regisseur*in und Autor*in an Theatern u.a. in Augsburg, Trier, Hamburg und Göttingen tätig und war Mitglied der künstlerischen Leitung der Theaterwerkstatt Pilkentafel in Flensburg.

(Foto: © Marko Knab)